

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 18 (1942-1943)
Heft: 11

Artikel: Wenn das meine Mutter wüsste, wie's mir in der Fremde geht... : Tatsachenbericht eines jungen Schweizers, der illegal über die Grenze ging und reumütig zurückkehrte

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1066764>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Wenn das meine Mutter wüsste, wie's mir in der Fremde geht...

*Tatsachenbericht eines jungen Schweizers, der illegal über die Grenze ging
und reumüdig zurückkehrte*

Illustration von H. Tomamichel

Abends acht Uhr fuhr ich mit einem Boot von Rh. über den Rhein nach G. Ich wurde sofort von einem Grenzwächter, der des Weges kam, in Empfang genommen und auf das Kommando gebracht. Dort wurde ich nach einer gründlichen Leibesvisite nach dem Grund meiner Ausreise gefragt. Auf meine Antwort, daß ich in Deutschland arbeiten wolle, sagte man mir, man könne solche jungen Leute in der Waffen-SS sehr gut gebrauchen. Als ich davon nichts wissen

wollte, wurde ich nach B. ins Gefängnis gebracht. Dort blieb ich drei Monate, ohne ein weiteres Verhör, hinter Schloß und Riegel. Während dieser Zeit versah ich den Dienst eines Hausburschen und Essenausteilers. Es fiel mir auf, daß fast alle Häftlinge wegen des Versuches, in die Schweiz zu fliehen, eingesperrt waren. Auffallend war ferner, daß der größte Teil davon französische und polnische Kriegsgefangene waren. Hier, bei diesen Unglücklichen wurde mir zum erstenmal

bewußt, was für eine Dummheit ich begangen hatte.

Ende Oktober 1941 wurde ich eines morgens zur Gestapo gerufen, wo man mir mitteilte, ich hätte mich nach Stuttgart ins Panoramaheim zu begeben, um meine Wünsche nach Arbeit vorzubringen. Das Panoramaheim, das ehemalige österreichische Konsulat, dient heute als Herberge für Schweizer, die, wie ich, illegal nach Deutschland gereist sind. Es herrscht dort immer ein Kommen und Gehen. Auch hier wurde mir wieder ans Herz gelegt, mich zur Waffen-SS zu melden. Als ich nicht wollte, wurde ich kurzerhand in einen Rüstungsbetrieb in Ludwigsburg, etwa 12 km von Stuttgart entfernt, gesteckt.

Mein Direktor war auch Schweizer, zugleich Bundesleiter des Bundes der Schweizer in Großdeutschland. Dieser bezieht den Anschluß der Schweiz an Deutschland. Wir arbeiteten unser 12 Schweizer in unserm Betrieb. Es war selbstverständlich, daß wir alle Mitglieder dieses Bundes wurden. Jeden Monat fand eine große Versammlung statt, bei denen ich unter andern auch die nach Deutschland geflüchteten Dr. Zander, aus Zürich, und Pfr. Wirth, von Azmoos, gesehen und gehört habe.

Wir arbeiteten 58 Stunden pro Woche und verdienten 58 RM. Davon gingen aber an Steuern und Krankenkasse usw. jede Woche 12—15 RM. ab. Wenn man das Zimmer bezahlt und gegessen hatte, blieb nicht viel übrig. Aber selbst mit Geld hätte man wenig kaufen können. Ich mußte z. B. halb Stuttgart ablaufen, um nur Schreibpapier zu bekommen. Auch Obst bekam ich in den fünf Vierteljahren nie zu Gesicht, ebensowenig Teigwaren, Schokolade oder Südfrüchte. In den Gasthäusern gibt es ein Stammgericht ohne Marken, das aus einer Suppe und meist ein paar Kartoffeln in der Schale mit Kraut ohne Fett besteht; daneben das Essen mit Marken. Mahlzeiten-coupons, wie bei uns, kennt man in Deutschland nicht. Will man etwas essen, das mit Fett zubereitet wurde, muß man

Fettmarken, bei Salat Ölmarken, bei andern Gerichten wieder Fleischmarken, Brotmarken usw. abgeben. Kleider- und Schuhkarten bekam ich keine.

In Stuttgart kann man alle Völker-rassen Europas sehen. Jene, die ich traf, waren alle enttäuscht. Ein großer Teil von ihnen lief mit zerrissenen Kleidern und Schuhen herum. Wegen der kleinsten Vergehen werden sie von der Gestapo geholt und dann für ein paar Monate in ein Straflager gesteckt.

Ich habe mit vielen Soldaten und Zivilisten gesprochen. Sie überlegen jedes Wort tausendmal, bevor sie es aussprechen. Ein Gefängniswachtmeister sagte einmal zu mir: « Bei uns heißt es Schweigen und Arbeiten. » Das Bild des Jammers, das viele Soldaten, die aus Rußland zurückgekommen sind, bieten, sollte man allen Schweizern, die für die Waffen-SS schwärmen, vor Augen halten. Ich habe auch mit Schweizern, die in der Waffen-SS Dienst tun, gesprochen; jeder hat seinen Schritt tief bereut.

Fliegerangriffe mit Bombenabwürfen habe ich verschiedene erlebt. Im Verhältnis zu andern Städten hatte damals Stuttgart sehr wenig Schaden erlitten. Beim größten Bombardement, das ich erlebte, gab es zweiundzwanzig Tote. Da wurde eine Arbeitersiedlung durch ein Luft-torpedo vollständig auseinandergerissen und durch Brandbomben eine Lederfabrik eingeäschert. Fliegeralarm gab es fast alle Tage, doch wurden dann meistens Karlsruhe, Heilbronn, Laufen und Mannheim angeflogen. In diesen Städten sieht es furchtbar aus. Ganze Häuserreihen sind ein Trümmerhaufen. Ich habe Mannheim an Ostern 1942 nach einem Bombardement gesehen. Da bekam ich einen richtigen Eindruck von der Wirkung englischer Bomben. Ganze Häuserviertel wie weggefegt und im Hafen zerstörte und ausgebrannte Schiffe, das war das Bild, das ich in Mannheim sah. Auch Ludwigsburg selbst wurde, während ich dort war, zweimal von den Engländern bombardiert. Beide Male wurden einige Häuser zerstört und auch einige Menschen getötet,

RICHTIGES SCHWEIZERDEUTSCH

ORTSNAMEN

Amtliche Bezeichnung Ortsübliche mundartliche Form

Amden	<i>Ame</i>
(Bürger von Amden)	<i>(en Amer)</i>
Balgach	<i>Palge</i>
Bazenheid	<i>Batzed</i>
Braunwald	<i>Bruwald</i>
Dietfurt	<i>Diepfert</i>
Dürnten	<i>Dürte</i>
Ebnat	<i>Ebnet</i>
Ebmatingen	<i>Ammedinge</i>
Egnach	<i>Egni</i>
Elm	<i>Elme</i>
Ennenda	<i>Aneda (a betont)</i>
Feuerthalen	<i>Fürtele</i>
Flawil	<i>Flobel</i>
Gais	<i>Gäß</i>
Goßau	<i>Goße</i>
Hefenhofen	<i>Efofe</i>
Itschnach	<i>Itschnie</i>
Kalchrain	<i>Chalchere</i>
Kerenz	<i>Chireze</i>
Kiburg	<i>Chib(e)rg</i>
Kilchberg	<i>Chilp(e)rg</i>
Kreuzlingen	<i>Chrüzing</i>
Magdenau	<i>Maggenau</i>
Mollis	<i>Mullis</i>
(Bürger von Mollis)	<i>(e Mulliner)</i>
Mönchaltorf	<i>Münchaltorf</i>
Mosnang	<i>Moslig</i>
Rutishausen	<i>Ruederschhuse</i>
St. Georgen	<i>Sant Jörge</i>
Sargans	<i>Sangans</i>
Seuzach	<i>Seuzi</i>
Straubenzell	<i>Strubezell</i>
Steckborn	<i>Steckbore</i>
Trasadingen	<i>Tradinge</i>
Thurtal	<i>Turtel</i>
Urdorf	<i>Uderef</i>
Weiach	<i>Weich</i>
Weiningen	<i>Winige</i>
Wila	<i>Wile</i>
Wildberg	<i>Wilp(e)rg</i>

aber der meiste Teil der Bomben fiel zum Glück auf offenes Feld.

Ich hatte es längst bitter bereut, daß ich nach Deutschland ausgerissen war. Der fortwährende Hunger, die Aussichtslosigkeit, je auf einen grünen Zweig zu kommen und, was ich hier sah und erlebte, reifte in mir schließlich den Entschluß, heimlich in die Heimat zurückzukehren, obschon ich mir bewußt war, daß mir dort eine schwere Strafe wartete.

Eines Tages fuhr ich mit der Bahn von Stuttgart weg bis Villingen im Schwarzwald. Von dort wanderte ich über Donaueschingen der Schweizergrenze zu. In einem Walde beim Zollhaus Blumberg wartete ich den Abend ab und wollte während der Nacht die Grenze, die dort nicht mehr allzu fern ist, überschreiten. Bei Anbruch der Dunkelheit machte ich mich auf. Es war ziemlich mondhell. Ich schlich langsam über die Wiesen und Äcker. Plötzlich wurde ich angerufen. Eiligst sprang ich in ein etwa 50 m vor mir liegendes Wäldchen und legte mich hier unter das Gebüsch. Bald hörte ich Stimmen und das Brechen von Zweigen und sah das Herumleuchten von Taschenlampen. Die Stimmen und Lichter kamen immer näher. Plötzlich stieß mich einer mit dem Fuß an und brüllte: « Da liegt er ja! » und zu mir: « Auf, du verdammter Hund! » und half dieser freundlichen Aufforderung mit ein paar Gewehrkolbenstößen nach. Ich stand auf. Man leuchtete mir mit der Taschenlampe ins Gesicht. Ich mußte die Hände hochheben. Man tastete mir den ganzen Körper nach Waffen ab, dann mußte ich mit erhobenen Händen die etwa 500 m bis zum Zollhaus marschieren, der Grenzsoldat mit entsichertem Karabiner immer zwei Meter hinter mir her. Im Zollhaus waren in dem Zimmer, in das ich gesperrt wurde, noch ein Pole und ein französischer Kriegsgefangener. Diese hatten bei einem Bauern in Stockach gearbeitet. Sie hatten beide vorgehabt, miteinander nach dem unbesetzten Frankreich zu fliehen und waren von der Grenzwachtpatrouille etwa eine Stunde vor mir verhaftet worden.

Am andern Morgen wurden wir einer nach dem andern zum Postenchef gerufen, der die genauen Personalien wissen wollte, dann wurden wir wieder bis um vier Uhr nachmittags ins Zimmer ge- steckt. Etwas zu essen bekamen wir nicht. Um diese Zeit holte uns ein Auto aus Singen mit zwei Gestapo-Beamten in Zivil ab. Wir mußten alle drei einsteigen. Der zweite Beamte setzte sich neben den Fahrer, zog eine Pistole, entsicherte sie und sagte, daß bei einem Fluchtversuch rücksichtslos geschossen würde. Unterwegs nach Singen wurde der Franzose ausgeladen, um der Militärbehörde überstellt zu werden. Der Pole als Zivilarbeiter und ich kamen nach Singen auf die Polizeihauptwache. Am andern Morgen wurde ich auf die Gestapo gebracht und nach dem Verhör direkt in das Gerichtsgefängnis nach Konstanz geführt. Nach einigen Tagen bekam ich das Urteil zum Unterschreiben, nach dem ich «wegen unerlaubtem Aufenthalt in der Grenzzone» zu 25 Tagen Gefängnis verurteilt wurde. Im Bezirksgefängnis näherte ich in einer Viererzelle mit den andern an Segeltuch- taschen für das Militär. Außer mir waren noch zwei Deutsche da und ein Elsässer, der eingesperrt war, weil er von einem französischen Kriegsgefangenen einen Brief in Empfang genommen und weitergeschickt hatte. Er wartete noch auf die Aburteilung.

Die meisten Insassen des Gefängnisses waren aber ehemalige polnische Kriegsgefangene, die freigelassen und jetzt bei Bauern eingesetzt waren. Der größte Teil von ihnen hatte versucht, schwarz in die Schweiz zu gelangen, und es war ihnen dabei wie mir ergangen.

Als meine 25 Tage um waren, ich aber immer weiter sitzen mußte, meldete ich mich eines Morgens zum Rapport und fragte, was mit mir eigentlich geschehe. Die Sache sei in Händen der Gestapo, man müsse warten, bis diese entscheide.

Nach etwa zwei Monaten kam von der Staatspolizeileitstelle Karlsruhe Befehl, daß ich an die Gestapo Stuttgart zu überstellen sei. Ich mußte noch einige

Tage warten, bis ein Transport ging, dann wurden wir zu zweit, ein Pole und ich, auf das Bureau geholt. Ich erhielt hier nun meinen Arbeitsverdienst von etwas über 3 RM ausbezahlt. Dann wurden wir von zwei Schupoleuten übernommen und auf das Friedrichshafener Schiff geführt. In Friedrichshafen wurden wir, da der Gefangenentransport erst anderntags in der Frühe abging, auf das Polizeigefängnis geführt und dort abgeliefert. Hier saß in meiner Zelle ein einundzwanzigjähriger Norweger. Er hatte in die Schweiz gewollt und sich bis Bregenz durchgeschlagen, dort war er aber verhaftet worden. Er hatte keine Ahnung, was mit ihm passieren sollte; er war aber trotzdem guten Mutes. Vor dem Kriege war er Student gewesen.

Am andern Morgen wurden wir sehr früh geweckt. Jeder bekam drei Marmeladebrote als Tagesverpflegung. Es waren noch drei Mann zu uns gestoßen, so daß der Transport vorläufig aus fünf Mann bestand. Drei Polizeibeamte führten uns auf den Bahnhof, wo bereits der Gefangenentransportwagen bereitstand. Von außen sah er aus wie ein Viehwagen. Im Innern waren auf beiden Seiten, durch einen Gang in der Mitte getrennt, lauter kleine Zellen, die normalerweise zwei bis drei Mann faßten. Unterwegs bekam der Transport noch von verschiedenen größeren Orten Zuzug. Wir waren zu viert in unserer kleinen Zelle und konnten uns kaum regen. Nach einer Zeit, die mir wie eine Ewigkeit erschien, hielt der Zug in Ulm a. D. Nach einem Zwischenhalt im dortigen Gefängnis landete ich schließlich im Polizeipräsidium Stuttgart. Das ist ein altes Kloster. Die Kirche dient noch dem Gottesdienst, die andern Gebäulichkeiten sind von der Kriminalpolizei und dem Polizeigefängnis II eingenommen. In unserer Zelle waren drei Polen, zwei Jugoslawen, ein Franzose, ein Deutscher und ich. Was ich sah, will ich nicht beschreiben.

Nach etwa einer Woche wurde ich der Gestapo zugeführt. Ihre Amtsräume sind in einem ehemaligen Hotel an der

Wilhelm-Murr-Straße. Ich wurde wieder verhört, man sagte mir, ich sei ein Idiot, daß ich nach der Schweiz zurück wolle. Dort bekomme ich ja einige Jahre Zuchthaus. Übrigens habe ich einen Arbeitsvertragsbruch begangen, da ich mich durch einfache Annahme der Stelle auf Kriegsdauer automatisch, auch ohne Vertragsunterschrift verpflichtet hätte. Dann sagte man mir, daß ich für 56 Tage in ein Arbeits-Erziehungs-Lager gesteckt werde, damit mir die Lust vergehe, nochmals abzuhauen.

Nach einer Woche wurde ich zusammen mit etwa fündunddreißig andern Männern in einem Gefangenewagen an den Tübinger-Personenzug angehängt. Eine Nacht verbrachten wir in Tübingen. Am andern Morgen wurden wir etwas nach vier Uhr geweckt, dann ging es wieder auf den Bahnhof. Der Zug führte uns Oberndorf am Neckar zu. Am Bahnhof wurden wir bereits von einer Gruppe SS-Leuten, in feldgrauer Uniform und dem Totenkopf-Symbol auf der Mütze, erwartet. Wir mußten erst etwa eine halbe Stunde Aisteig zu und dann durch ein Seitentälchen bis zum Lager marschieren. Hier begann die furchtbarste Zeit meines bisherigen Lebens.

Das Lager selbst ist ein Komplex von sieben grüngestrichenen Holzbaracken. Zwei davon waren für die Häftlinge bestimmt. In je einer waren die Zimmer der Wache, das Waschhaus und die Gemeinschaftslatrine untergebracht, zusammen in einer andern das Verwaltungsbureau und der Sanitätsraum, in einer andern die Küche, die Wachtkantine und das Wachtlokal. Das Ganze war von einem über drei Meter hohen Stacheldrahtzaun umgeben. Die Baracken waren dem Zaun nach aufgestellt, so daß innen ein freier Platz blieb. In dessen Mitte stand eine Laterne.

Wir wurden bei unserer Ankunft vor dem Verwaltungsbureau in zwei Glieder aufgestellt. Dann wurde jeder einzelne ins Bureau gerufen, wo der stellvertretende Kommandant, ein SS-Oberscharführer, ein großer, vierschrötiger Mann,

hinter einem Tisch saß und jeden einzelnen, hauptsächlich aber die Polen, Ukrainer und Serben mit einer Flut von Schimpfnamen empfing. Im Bureau war außerdem noch ein SS-Unterscharführer, dieser war ein Schweizer aus Liestal. Er versah die Stelle des Materialverwalters. Als dritter war noch ein politischer Gefangener anwesend, der als Sanitäter figurierte. Dann erhielten wir eine dünne Hose mit Bluse und eine grüne Däckli-Kappe, ferner faßte jeder ein Eßgeschirr und einen Löffel. Dann wurden wir in den Schlafraum geführt. Es gab deren fünf, wovon allerdings einer als Speiseraum und zeitweise als Leichenhalle diente. Nach dem Mittagessen, das aus einer Gamelle voll Kartoffelsuppe bestand (das gleiche gab es übrigens auch abends) ging es an die Arbeitsteilung.

Ich wurde dem Bahndammbau-Kommando zugeteilt. Wir mußten ungefähr eine Viertelstunde marschieren, bis wir an den Bauplatz kamen. Der Bahndamm mußte verbreitert werden, weil die Strecke zweigleisig ausgebaut wurde. Zwei Wachtleute, bewaffnet mit Karabiner und Pistole, begleiteten das Kommando, das aus etwa zwanzig Mann bestand. Vor dem Abmarsch wandten sie sich an die Neuen und drohten, bei jedem Fluchtversuch scharf zu schießen. Um ein Uhr begann die Arbeit. Um sechs Uhr marschierten wir wieder zum Lager zurück. Dann ging's zum Waschhaus, wo der Oberkörper, Gesicht und Hände gewaschen wurden, dann im Laufschritt in den Schlafraum. — Alle Gänge innerhalb des Lagers mußten übrigens im Laufschritt gemacht werden.

Ungefähr eine Stunde nach dem Einrücken mußte auf drei Glieder getreten werden, im vordersten jene, die deutsch zählen konnten. Dann kam der wachtende Wachtmeister. So wurden außer dem Kommandanten und dem Oberscharführer, der sich Oberwachtmeister nennen ließ, alle tituliert. Der « Raumälteste » brüllte « Achtung »; alles stand stramm. — « Raum drei belegt mit fünfundvierzig Mann, alles eingetreten. »

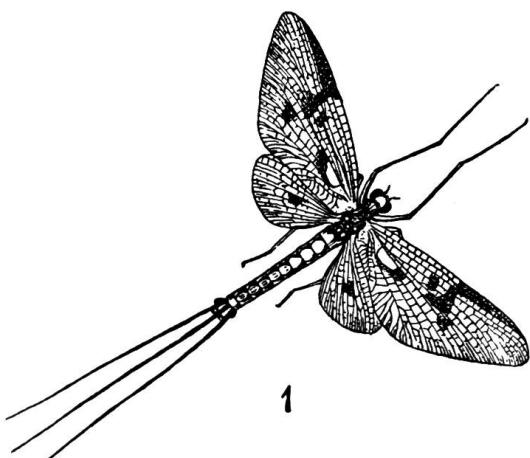
Dann meldete jener, der den Stubendienst unter sich hatte: « Erziehungshäftling N. N. zum Stubendienst abkommandiert. » Nun ließ der Wachtmeister abzählen und kommandierte zwei Mann zum Fassen. Wenn sie mit der Kartoffelsuppe zurück waren, mußte wieder gewartet werden, bis der Wachtmeister erschien und « Verteilen » kommandierte. Da gab es dann ein Drängen und Stoßen und Schieben, bis alle von den Griechen, Franzosen, Polen, Belgiern, Holländern, Tschechen und Serben ihre Gamelle gefaßt hatten. Die Deutschsprechenden hatten das Privileg, sich an den Tisch setzen zu dürfen, während sich die andern mit der Bettkante begnügen mußten. Alle blieben hungrig.

Nach dem gemeinsamen Austreten auf die Gemeinschaftslatrine mußten wir im Laufschritt wieder in den Schlafraum verschwinden. Lief einer nach der Ansicht der Wächter nicht schnell genug, bekam er den Gummiknöppel über den Rücken. Nachher kam der Befehl « Lichterlöschen » und « Ins Bett ». Am Morgen war um halb 6 Uhr Tagwache. Die Zimmerordonnanzen begannen den Boden aufzuwaschen. Unterdessen machten die andern Toilette. Für fünfundvierzig Mann standen fünf gewöhnliche Waschschüsseln zur Verfügung. Die Betten mußten mit Brettchen glattgestrichen werden. Eine Viertelstunde später wurde der Schnellauf zur Latrine abgehalten, dann Antreten und eine halbe Gamelle Kaffee-Ersatz und eine Schnitte Brot von zirka 100—125 g geholt. Wenn zum Antreten aufgerufen wurde, gab es ein Geschiebe und Gedränge, ein Laufen und Rennen. Jeder wollte der erste sein, weil die ersten Fünfzig zum Kohlenschaufeln kommandiert wurden, die andern kamen zu den Baukommandos. Um sieben Uhr war Arbeitsbeginn. Die Arbeit war, verbunden mit der kraftlosen Kost, furchtbar anstrengend. Ich bekam einige Male leichte Schwindelanfälle.

Während der zweiten Woche meines Aufenthaltes im Lager trat ein schreckliches Ereignis ein. Ein junger Holländer, von Weddering mit Namen, hatte, nur mit

KENNEN WIR UNSERE HEIMAT?

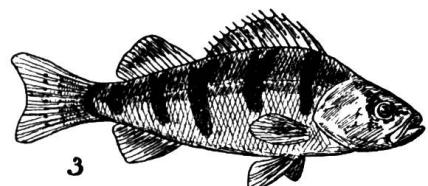
Dann sollten wir wissen, was diese Zeichnungen darstellen



1



2



3

Antworten siehe Seite 68



FH 36

F. Hoffmann

Rumänischer Schafhirte, Pinselzeichnung

der Hose bekleidet, von der Baustelle weg einen Fluchtversuch unternommen. Der Wächter hatte auf ihn geschossen, aber nicht getroffen. Eine Stunde später war er von der Polizei verhaftet und ins Lager zurücktransportiert worden. Das alles erfuhren wir auf unserm Arbeitsplatz. Am Abend, als wir einrückten, stand er in einer Zwangsjacke, mit Draht an den Laternenpfahl gefesselt. Das Gesicht sah furchtbar aus, mit Schrammen und blauen Flecken über und über bedeckt und ganz aufgeschwollen. Ich glaubte erst, einen Toten vor mir zu haben, dann allerdings sah ich, daß er noch leben mußte, denn Tote werden nicht mehr geschlagen. Die ganze Belegschaft des Lagers mußte nun antreten. Der Kommandant hielt eine Rede, die etwa folgendes enthielt: Er habe immer vor Fluchtversuchen gewarnt, es habe nichts gefruchtet, so habe er uns

nun an einem Beispiel gezeigt, wie es jedem gehe, der an Flucht denke. Der Flüchtling bekomme nun fünf Tage, außer morgens und abends Kaffee, nichts zu essen. Wenn das wieder vorkomme, bekomme der betreffende Schlafraum nur noch halbe Essensportion. Außerdem komme der Betreffende nach Abbüßung seiner Haftzeit in ein Konzentrationslager. Dann entließ er uns in die Räume.

Durch eine Schürfung, die ich mir bei der Arbeit am Fußknöchel zugezogen und nicht beachtet hatte, entstand eine Blutvergiftung. Ich konnte nun einige Zeit nicht ausrücken, aber ich mußte Kartoffeln schälen. Nach etwa acht Tagen entließ mich der Arzt, der das Lager jeden Dienstag besuchte, als geheilt. Ich hatte das Glück, zur Belegschaft zu kommen, die den lieben langen Tag Kohlen schaufeln mußte. Nach einigen Tagen brach

die alte Wunde von neuem auf, so daß ich das Bett hüten mußte; nach weitern acht Tagen jedoch war ich wirklich geheilt. Da trat noch einmal ein Ereignis ein. Ein zwanzigjähriger Pole, der nach seiner Flucht aus dem Lager verschiedene Einbrüche verübt haben soll, wurde gehängt. Die SS-Leute erschienen alle im großen Dienstanzug. Sämtliche Polen des Lagers mußten bei der Exekution anwesend sein. Uns andere verschonte man gottlob damit.

Ich war nicht der einzige Schweizer in dem Lager. Noch fünf andere waren im Laufe der Zeit dazu gekommen, die sich auch alle wieder nach der Heimat sehnten. Am 24. Juli 1942 wurde ich mit der Weisung, mich beim alten Meister wieder zu melden, aus dem Lager entlassen.

Nach den Ereignissen im «Arbeits-Erziehungs-Lager» Oberndorf am Neckar verschwörte ich mich, alles zu riskieren und nichts unversucht zu lassen, um wieder in meine Heimat zu kommen.

Am Samstag, den 3. Oktober 1942, hielt ich die Zeit für gekommen, um den letzten Versuch zu wagen. Ich wußte, was auf dem Spiele stand. Für die Lebensmittel-Wochenkarte, die ich für die folgende Woche erhalten hatte, kaufte ich mir Marschverpflegung ein. Dann ging ich auf den Bahnhof und löste eine Fahrkarte, vorerst bis Ulm. Ich tat dies, um bei einer allfälligen Kontrolle weniger aufzufallen. Von Ulm aus löste ich nach Augsburg, von dort nach München, dann über Garmisch-Partenkirchen nach Innsbruck. Hier kam ich am Sonntagvormittag an. Ich war natürlich alles im Personenzug gefahren, weil in den deutschen Schnellzügen regelmäßig Kontrollen durch Bahnpolizei und Gestapo stattfinden, bei denen die Urlaubsscheine kontrolliert werden.

Am Abend um sechs Uhr bestieg ich den Zug nach Bludenz, der mit großer Verspätung um halb elf Uhr dort ankam. Ich begab mich außerhalb der Stadt, wo

ich in einem Waschhaus- oder Stallneubau nächtigte. Nachdem mich am andern Morgen die Kälte ziemlich früh geweckt hatte, aß ich mein letztes Stücklein Brot und machte mich auf den Weg, der Feldkircher Landstraße nach. Etwa nach einer Viertelstunde Weges kam ein Unteroffizier der Wehrmacht auf dem Velo, hielt mich an und fragte mich, ob ich wehrpflichtig sei. Ich antwortete ihm, ich sei Schweizer und zeigte ihm zugleich meinen Fremdenpaß. Nachdem er sich von der Echtheit des Ausweises überzeugt hatte, ließ er mich laufen.

Ich hielt es jetzt für ratsam, von der Hauptstraße zu verschwinden. Ich stieg den Berghang links der Straße hinan, und dann alles durch Walddickicht und Geröllstellen, jede menschliche Behausung meidend, meinem Ziele zu. Vor mir sah ich die Berge des Alpsteins und links davon die drei Schwestern und deren Ausläufer, über die ich mußte. Den ganzen Tag marschierte ich so, manchmal meinte ich, bald am Ziel zu sein und sah dann, daß sich plötzlich eine Schlucht vor mir auftat, die auch noch überquert sein mußte. Endlich, als es schon dunkelte, hatte ich die letzte Höhe doch erreicht, ich wußte aber nicht, wo die Grenze sich befand, ob ich schon auf lichtensteinischem Gebiet oder noch im Reich wäre. So verkroch ich mich in eine Alphütte und wartete den Morgen ab.

In aller Frühe machte ich mich auf die Beine, und klimm den stellenweise sehr steilen Abhang hinunter und gelangte nach einiger Zeit, ohne weder einem schweizerischen noch einem deutschen Grenzer begegnet zu sein, auf die Landstraße, die von Schaan aus an die Grenze führt. Ich begab mich nach Schaan, und von dort aus der Schweizergrenze zu. Wenn ich auch an der Grenze von der Heerespolizei verhaftet wurde, um der verdienten Strafe zugeführt zu werden, so dankte ich doch Gott aus vollem Herzen. In der Fremde habe ich erst gelernt, welche Werte das schweizerische Vaterland und die Demokratie verkörpern.